

Mein Ort

Welch ein schönes Wort: *Ort*. Schon allein, weil es sich aufs *Wort* reimt, auf *Hort* und *dort*, und so in einem *fort*. *Ort*: Ein mundgroßes, offenherziges Wort, bodenfroh und tiefgründig.

Doch das harte Ende kommt schnell: *Ort*. Von Kindesbeinen an geläufig und wichtig.

No, Glanner, wu bisdn du na raus, hasd keerd?

Ja, wem kerschdn na du?

Wie schrabbsdin du na, horch amoll?

Und das ist für mich die entscheidende Frage geblieben bis heute: Wo bin ich raus? Wem gehöre ich? Wie schreibe ich mich? Ach, der eigene Ort in der Welt, wo ist er? Dies ist eine Kinderfrage.

Meine Gedanken stehen sich zurück an ein stilles Örtchen. Der Lokus taucht vor meinem Auge auf. Das Plumpsklo über der Mistgrube. Alles andere als ein *locus amoenus*. Ein Holzpodest mit Fall-Loch und Fäulnisgestank. Wenn man den Holzdeckel mit dem klobigen Anfaß weggenommen hat, dann sah man unten die dunkle Mistbrühe aus dem Kuhstall mit den Mistmucken und Maden, den Würmern und Spinnen. Zunächst spürte man die Kälte des Ortes, doch jeder Moment sorgte für zunehmende Wärme. Dort saß ich bei meinem großen Geschäft, eine lange Sitzung auf meinen vier Buchstaben. Im Handumdrehen nutzte ich diesen Ort zur Fortbildung, genauer gesagt: Die *Fränkische Landeszeitung* nahm mich unter ihre Fittiche. Die Zeitungsseiten waren nämlich in handliche eckige Achtel zerschnitten und bündelweise mit einem rostigen Zimmermannsnagel ans Türenholz geschlagen worden. Fetzen für Fetzen konnte ich mir dort in aller Stille die ach so wichtige Welt sowohl durch den Kopf als auch zur Hand gehen lassen, schwarz auf weiß. Ein Stück Papier, ein verheißungsvoller Ort. Ein Anfang für vieles. Vom Örtchen kam ich dann zum Ort wie die Unschuld vom Lande zum Kinde kommt, nämlich aus heiterem Himmel. Mein blaues Wundern. Ich hatte keine Wahl, dafür eine wertvolle Zeit, reich an Lebendigem.

Der Ort, das ist die Vaterwelt. *Patria*. Kein Vaterland, um Himmels willen, bloß keine schneidigen Uniformen und keine gestählten Militärmärsche mehr! Nein, bloß Land. Tiefstes Land. Ohne Fahnen, Uniformen, Hymnen, Orden. Heute sagt man ja dazu: Region. Was man meint, das ist: Provinz. Früher die Tiefflug-Area der NATO, heute strukturschwaches 5b-Gebiet mit Zuteilungen aus den Fleischtöpfen in Brüssel. Toter Winkel, Pampa, Kaff.

Die Sprache, das nenn ich die Mutterwelt. In meinem Fall: die fränkische Mundart, vollgesogen mit Erdreich und Stallgeruch, mit bäuerlicher Arbeit, Demut und

Entbehrung. Vaterwelt plus Mutterwelt ergeben: den Einschlag des Dialekts in meiner Lebensgeschichte.

Ort und Wort: beide sind für mich untrennbar verbunden, aber sie kommen nie ganz zur Deckung. Diese Spannung macht mir zu schaffen, so entstehen Texte.

"Beschreibe dein Dorf und du beschreibst die Welt", heißt es bei Tolstoi. Von Thomas Hardy und John Berger gibt es ähnliche Sätze. Wenn die Welt zu einem Dorf geworden ist, dann ist das Dorf im Gegenzug eine Welt. Brutstätte und Baugrube, Wiege und Gruft zugleich, Steinbruch, Schatzkammer und Schlupfwinkel für ein ganzes Leben.

Das mutet altmodisch an in einer Zeit, in der der konkrete Ort immer unerheblicher zu werden scheint. Unmodern. Der Modernisierungsprozeß befeuerte ja den Mythos von der Metropole, der kosmopolitischen Großstadt mit ihren Menschenmassen, ihrem Marktgetöse und Maschinengetriebe. Urbane Hochkultur mit Tempo und hochkomplexen Individualitäten. Paris, London, Berlin, Wien, Dublin, New York... Weltbezogenheit hieß die Losung. Bodenständigkeit war identisch mit Rückständigkeit, mit reaktionärer Beschränktheit und war total verpönt. Ortlosigkeit und Wurzellosigkeit galten als Ausweis moderner Künstlerexistenz schlechthin. Aber gerade der Zentralismus hat das Seine dazu beigetragen, ein Jahrhundert voller Krisen, Kriege und katastrophaler Ideologien auf die Menschheit loszulassen. Heutzutage herrscht die Ideologie von Quantität und Dynamik, von Mobilität und Flexibilität. Globale Vernetzung lautet das Gebot der Stunde. Die Welt ist ein Dorf. Der Ort ist wurscht, Hauptsache online. Global players reden gern vom Cyberspace, von Website, Homepage und virtuellen Orten. Der Ort bleibt interessant als Grundstück im Immobilienteil, als Bauerwartungsland, als Gewerbefläche im Raumordnungsverfahren, als Standort mit Infrastruktur und Verkehrsanbindung, als Touristenziel mit Besucherzahlen und Umsatzbilanzen - solche Gesichtspunkte bestimmen, wie attraktiv und wie wichtig ein Ort ist. Lokalkolorit und authentische Szenerie sind schön und gut, vor allem für Aufnahmen vor Ort mit O-Ton und Atmosphäre, denn Ursprünglichkeit muß erst kunstgerecht hergestellt werden. Die Welt als Benutzeroberfläche, als Datenautobahn, als Fun-Park für Konsum und Zerstreuung.

Für zu viele Menschen aber bleibt ihr eigenes Leben dabei nur ein ewiger Vor-Ort. Ein Leben lang sollen sie Jobs wechseln, so predigt man ihnen, ständig auf Achse und am Rotieren sein, umschulen, umziehen, sich umstellen, ewig fit und cool, clever und auf Draht. Kein fester Ort mehr, nichts von Dauer: Arbeitsstellen und Wohnorte so wenig wie Partnerschaften, Ansichten oder Gefühle, alles nur kurzfristig und auf Abruf. Warum eigentlich? Wofür denn? Was ist der Preis? Was bleibt denn dabei

nicht alles auf der Strecke?

So viel. Die Identität und die Gewißheit des Eigenen. Selbstbestimmtes, nicht-manipuliertes Leben. Verlässliche, authentische Werte, verbindliche Bezüge und Erinnerungen innerhalb einer überschaubaren Gemeinschaft. Lebendige Traditionen als Rückhalt mit Bestand. Die unmittelbare sinnliche Erfahrung von Lebewesen und Gewächsen, von Gegenständen und eigenen Erzeugnissen. All dies geht den Menschen heute doch zusehends ab im krampfigen Herumgehüpfe zwischen Spektakeln, Programmen und Produkten, wo der Schwachsinn auf Hochtouren läuft und die Geldgier Triumphe feiert. Für einen, der gerne wohnt und heimisch ist, kann da der persönliche Ort schnell zum Bollwerk und zum Schneckenhaus werden. Soll das etwa rückständig sein?

So ein Regionalismus klingt für mich schon wieder progressiv. Er riecht nach Verweigerung und Ablehnung. Sich immunisieren gegen Schwachsinn und Gleichmacherei. Ein Pochen auf die Vielfalt und die kleinen Dinge dieser Welt. Das Wesentliche, das Grundlegende, die Erneuerung, das geht ja vielfach eher von den Rändern aus, von den vereinzelt Außenseitern an der Peripherie. "Wer am Rande der Tanzfläche steht, tanzt mit allen", hat Fernando Pessoa einmal gesagt. Am Rand spielt die Musik. Am Rand ist der Horizont offen und weit. Den Sternenhimmel sieht man am genauesten in der tiefsten Provinz, vom Rand her. Und nichts anderes meinte ja ursprünglich das Wort *Ort* einmal: Spitze, Ecke, Saum. Anfangs- und Endpunkt. Der Ort als das A und O.

T.S. Eliot fällt mir dabei ein. Der Amerikaner in London, der in den dreißiger Jahren seine *Four Quartets* schrieb, mehrteilige Langgedichte, in denen er ausgiebig Überlegungen anstellt über Zeit und Ort. Ein Vers daraus hat mich verfolgt, seit ich ihn damals las als Student in einer windigen Winternacht am walisischen Meer: "Home is where one starts from." (*East Coker; V*) Heimat, das ist der Ort, von dem ich ausgehe, dem ich anhänge, an dem alles angefangen hat, mit dem ich zu Rande und zu einem guten Ende kommen will.

Und mit der allerersten Zeile des Gedichts *East Coker* schlug Eliot einen Grundakkord an, der mir seither stets im Kopf herumschwingt: "In my beginning is my end." (*East Coker; I*)

In meinen Anfängen steckt schon mein Ziel und mein Ende. In meinem Herkunftsort liegt meine Bestimmung. Dieser Ort ist weder anheimelnd noch erlesen oder sonderlich erhebend. Landläufig ist er und unscheinbar. Das Herkömmliche ist das mir Eigentümliche. Als Schreibender bleib ich stets ein blutiger Anfänger und betreib dabei mein Ende, das mir meinen Weg bescheint und meine Schritte bestimmt. Alle Zeiten spielen mit herein und bilden die große Gegenwart des Gedichts:

Time present and time past

Are both perhaps present in time future,

And time future contained in time past. (*Burnt Norton, I*)

Was heute geschieht und was früher einmal geschah, das könnte wieder auf uns zukommen im künftigen Geschehen, und das Kommende ist vielleicht bereits im Vergangenen enthalten.

Time past and time future

What might have been and what has been

Point to one end, which is always present. (*Burnt Norton, I*)

Was war und was sein wird, was hätte sein können und was gewesen ist, all das weist zu dem einen Ort, der im Geist gegenwärtig bleibt. Und ganz am Schluß heißt es bei Eliot:

We shall not cease from exploration

And the end of all our exploring

Will be to arrive where we started

And know the place for the first time. (*Little Gidding, V*)

Wir sollen nicht aufhören mit der Suche. Am Ende all unseres Suchens kommen wir wieder dort an, wo wir dereinst aufbrachen. Und zum ersten Mal werden wir diesen Ort richtig kennen.

Identität und Erkenntnis gewinnen durch Erinnerung, durch Ortsbestimmung und Spurensuche. Die Heimatlandschaft verstanden als ein uraltes Pergament, eine dicke Kuhhaut mit vielen Schichten und eingeritzten Zeichen, voll von Initialen und uralten Handschriften, voll von Kommentaren und Glossen. Zugetragene Geschichten, eingefleischte Wendungen, erinnerte Gesichter. All die Keile und Kerben und Schrammen erzählen von Zeiten, Menschen und Begebenheiten. Das Dorf als vertraute Mitte, als ein Multiversum. Erst die bewußte Beschränkung des Blickfeldes gewährleistet das intensive Schauen, Hinhorchen und Mitkriegen.

Der eigene Ort in der Welt hat es in sich. Darauf mach ich mir meinen eigenen Reim:

Im Wort, da steckt ein Ort mit Weh.

Ein Ort mit Weh ergibt ein Wort.

Wieviel Weh und Ach und Ojeminee

Besitzt also ein sogenannter Ort?

Ach, hör auf! Da langt kein ABC.

Mein Ort, so wie ich ihn sehe, das ist eine versunkene Gegend, ein widergespiegelter Menschen-Raum, ja auch eine erfundene, klingende Gegend, die vielleicht auf keiner

Karte, sondern bloß auf der Zunge liegt. In einem Sprachkörper, der ein Stück Welt ins Leben ruft und weiterträgt. Das kleinste Fleckchen ist Ort genug für eine große Schöpfung, so wie auch ein Stecknadelkopf Raum genug bietet für abertausende Engel. Zu jedem Ort gehört seine Sprache. Es gibt siebentausend Sprachen. Eine davon ist meine. Ein Dialekt mit sieben Siegeln.

Und da sind wir wieder bei der Mundart: diesem Mehltau, diesem Einbrenne, diesem grauen Papp, der auf der Zunge picht wie eine feuchte Oblate. Wenn man dem Dialekt so zuhört, dann vernimmt man die Brocken einer zu heißen Bratwurst, die "ummerdummrumbln" auf der verbrannten, herumzuckenden Zunge, die ein solcher Obolus schreckt und fordert.

Tja, ich habe mich eingelassen mit der Mundart, diesem anstößigen Luder. Warum? Nun, weil diese Einlassung mich schützt, weil diese ganz spezielle Lasur meine Maserung deutlich zur Geltung bringt. Glänzen durch Anwesenheit.

Ach, in einer Zeit, in der so wahnsinnig viel geboten ist und alle Welt geschätzt wird, da geht jeder, auf daß er sich schätzen läßt, ein jeglicher in seinen Ort. Und da mach auch ich mich auf, da ich von Haus aus hiesig und landläufig bin wie die Hirten auf dem Felde, die ihre Worte weiden am gehörigen Ort:

Mei Dichdn un Drachdn brauchd a fesda Geengd
A Landschafd un a verläßlis Wodd.
Di wulchrerd Sprooch vonnam rauhschelfin Schlooch
Massich Zeich innam stroozerdn Odd.
Di ganz Weld meeherdi in der Wesndaschn hoom
Wenni mid mei Werder weiderziech
Wennis versunna auf der Huud droom weid
Gwieß wohr, des wär di Sach fier miech.

*Das Zitat stammt aus dem Gedicht **A Sach fier miech**, abgedruckt im Band **Wie di erschdn Menschn**, ars vivendi verlag Cadolzburg, 1993.*

Rede bei den 3. Nürnberger Autorengespräche am 9./10. Oktober 1998 zum Thema "Literatur und Lokalität".